

Pressezentrum

Sperrfrist:	26. Mai 2017 09.30 Uhr
Projekt:	Bibelarbeiten am Freitag
Veranstaltung:	Bibelarbeit
Zeit, Ort:	Fr. 09.30 – 10.30, Berliner Dom, Predigtkirche, Am Lustgarten, Mitte (160 b4)
Referent/in:	Prof. em. Dr. Fulbert Steffensky, Theologe und Autor, Luzern/Schweiz

Jakob und Esau versöhnen sich (1 Mose 33,1–17)

Ich gestehe, ich weiß nichts Rechtes mit dieser Jakobs Geschichte anzufangen. Es berührt mich nur die Vorgeschichte zu unserem heutigen Text, Jakobs Ringen mit dem Engel, und die wage ich nicht zu verstehen. Was soll ich an Jakob lieben, an diesem Hinterhältigen und Schlitzohr? Schon im Mutterleib versucht er sich vor seinen Bruder zu drängen, indem er seine Ferse ergreift. Was soll ich an ihm lieben, der seinem Bruder Esau, dem Tölpel, das Erstgeburtsrecht abluchst? Was soll ich an ihm lieben, der später die Hilflosigkeit des Vaters ausnutzt und den Bruder um den Erbsegen betrügt? Später wird er selber von seinem Schwiegervater betrogen und er betrügt diesen wieder. Jakob, der Lügner und der betrogene Betrüger! Er wird bevorzugt von der Mutter, die ihm hilft, den Vater zu hintergehen. So wird er später Benjamin und Joseph seinen anderen Söhnen vorziehen. Welche Geschichte des Hintergehens, der ungerechten Bevorzugung und der kalten Berechnung!

Dann der Humor Gottes! Er lässt sich sehen von den Augen des Listigen im nächtlichen Traum in der Stadt Lus, durch die er auf seiner Flucht vor dem Zorn des betrogenen Bruders kommt. Gott wartet nicht darauf, dass einer mit reinen Augen kommt. Er verspricht sich dem Hinterlistigen beinahe wie sich ein Mann seiner Frau verspricht: „Siehe, ich bin mit dir und will dich behüten – ich will dich nicht verlassen!“ Jakob reagiert eher kühl auf die Erscheinung Gottes. Er salbt zwar den Stein, auf dem er geschlafen hat, mit Öl und gibt dem Ort den neuen Namen Bethel. Das Gelübde aber, das er dann ablegt, hat nicht die Innigkeit des Versprechens und der Zuneigung Gottes. Er verspricht: „Wenn der, der mir da erschienen ist, mir Brot und Kleider gibt; wenn er mich im Frieden wieder zurückbringt, dann soll er mein Gott sein.“ Das Menschlein, das Schlitzohr, knüpft die Verehrung dieses Gottes an Bedingungen. Wenn er mir Brot, Kleider und Schutz verschafft, dann soll er mein Gott sein.

Dieser Gott verspricht ihm ohne Einschränkung seine Anwesenheit und den Segen – Großmut gegen Kalkül! Jakobs Frömmigkeit ist Mittel zum Zweck. Jakob dient als Knecht im fremden Land. Er wird reich, und er zieht zurück in das Land seiner Herkunft. Er hört, dass Esau ihm mit einer Kriegsschar entgegenzieht. Er fürchtet sich und er betet. Nein, es ist nicht das reinste Gebet, das jemand sprechen kann. Es ist aus Angst geboren. Aber eines hat er schon gelernt in seiner Angst: Er beruft sich nicht mehr auf sich selber. „Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knecht getan hast.“ Jakob baut sich nicht vor Gott auf, nicht einmal als reuiger Sünder. Er argumentiert mit nichts anderem als der grundlosen Barmherzigkeit Gottes. Gnade hat keinen Grund - außer der Gnade. Er argumentiert mit seiner Armut: Ich bin zu gering! Er lernt die große Kunst der Bedürftigkeit. Nein, einer, der sich mit eigenen Künsten, Tricks und mit dem eigenen Manövrieren durch das Leben schlägt, kann einem nicht sympathisch sein. Aber auf einen, der keine Argumente mehr hat, wird man aufmerksam. Er verliert sein Gesicht vor der Güte, die ihn geführt hat. Er lernt, dass er nichts vorzuweisen hat. Er spricht wie jener Zöllner aus dem Evangelium: Herr, sei mir Sünder gnädig! Ich liebe an Jakob seinen Protestantismus: Er hat jedes Recht auf Berufung vor diesem Gott aufgegeben. Die letzte Hinterlist und der letzte Hintersinn sind ihm abhanden gekommen. Der Schlaupopf hat seine Schläue verloren. Er weiß nur das eine: Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue! Nein, das ist keine Selbstmissachtung. Es ist die größte menschliche Größe, die man sich denken kann, zur eigenen Bedürftigkeit zu stehen. In dieser Größe kann man nicht groß sein. Man ist „gering“, man ist sich selbst enteignet und angewiesen auf Barmherzigkeit und Treue. Erst bedürftige Menschen sind gewaltlose Menschen. So ist das Eingeständnis der Bedürftigkeit die Möglichkeit der Versöhnung mit dem verfeindeten Bruder.

Dann kommt jene Nacht an der Jabbokfurt. Hab und Gut hat er schon über das Wasser gebracht. Er bleibt allein zurück in der Einsamkeit und Dunkelheit jener Nacht. „Da rang ein Mann mit ihm bis die Morgenröte anbrach.“ Diese Geschichte lässt uns mit unseren Fragen allein. Wer ist der Mann? Warum greift er ihn an? Warum verletzt er Jakob? Wir haben nicht mehr als das Geheimnis dieser Geschichte. Auf Rembrandts Bild ist sie überschrieben: „Jakob worstelt mit dem Engel.“ Weder Jakob noch der dunkle Fremde siegen. Mit Siegen ist nichts mehr gewonnen. Es bleibt ein gesegneter Geschlagener zurück. Offensichtlich können auch Engel verletzen. Es bleibt einer zurück mit einem neuen Namen: Israel. Es bleibt einer zurück, der Gott gesehen und überlebt hat. Der alte natürliche Name Jakob ist zweideutig: „Jakob“ kann heißen der Zweitgeborene, es kann heißen der Hinterhältige. Der verliehene Name befreit Jakob aus seiner Zweideutigkeit. Aber er ist geschlagen, er hinkt. Und

so geht er dem feindlichen Bruder entgegen, lahmend und leicht zu schlagen. Aber er wird nicht geschlagen von seinem Bruder, der ihn doch einst töten wollte. Seine Lähmung ist die Voraussetzung der Versöhnung. Es ist nicht der letzte Schlag, den Gott ihm versetzen wird. Die Frau, die er liebt, wird sterben. Der Sohn, den er über alle anderen liebt, wird ihm genommen. Gewiss, es gibt einen guten Ausgang der Geschichte. Nach vielen Jahren der Trauer wird er ihn wieder finden. Aber dieser gute Ausgang hebt die langen Jahre der Trauer nicht auf. Israel bleibt der Hinkende. Israel ist einer der Väter des Glaubens: Hinkend und angewiesen auf die Güte jener Augen, die er gesehen hat in jener Nacht in Bethel und in der schrecklichen Nacht am Jabbok. Es ist ein neuer Anfang, aber ein Anfang mit Wunden und Narben. Ich erinnere mich an Odysseus, den Held der griechischen Sage. Der heimkehrende Odysseus ist nach langer Abwesenheit in seiner äußeren Erscheinung unkenntlich geworden, er muss seinen alten Vertrauten seine Identität ausweisen. Sein Kennzeichen ist eine Narbe. Also das, was seine Identität einmal aufs äußerste bedrohte, die Wunde, wird in der Narbe, in der Erinnerung an die Wunde, zum Kennzeichen der eigenen Person. Eine deutlich sichtbare Narbe wird gelegentlich in den Personalausweis eingetragen: Unveränderliches Kennzeichen: die Narbe. Menschen, die aus Niederlagen neu anfangen, haben ihre unveränderlichen Kennzeichen: die Narben. Den neuen Weg mit Schrunden und Narben zu gehen, ist schöner als ihn mit Füßen zu laufen, die noch nicht durchs Feuer gegangene sind.

Es ist erstaunlich, welche Väter und Mütter des Glaubens sich das israelische Volk ausgesucht hat und wen es in die Lesart der eigenen Geschichte aufnimmt: Sara die unfruchtbare, Jakob der Lügner, David der Mörder und Ehebrecher, Rahab die Hure. Keine Beschönigung! sagt das Volk. Da kommen wir her und das sind wir. Erstaunlich, wie zur maßgebenden Erinnerung das eigene Versagen und die Schuld gehören. Der 106. Psalm erzählt die Schuldgeschichte des Volkes: Unsere Väter in Ägypten wollten die Wunder nicht verstehen, sie haben die Güte Gottes vergessen. Sie beteten das Kalb am Berge Horeb an, und verwandelten die Herrlichkeit Gottes in das Bild eines Ochsen, der Gras frisst. Sie dienten Götzen und opferten ihre Söhne und Töchter bösen Geistern. Wenn ein Volk sich seiner erinnert, nimmt es meistens nicht die eigenen Untaten in seinen Erzählschatz auf, sondern redet die eigene Geschichte und damit sich selber gut, es erzählt die Geschichte seiner Siege und seiner Größe. Es sagt mit geschönter Erinnerung: Wir haben gesiegt und wir werden siegen. Wir waren groß, und wir werden groß sein. Die Summe der Erinnerung des jüdischen Volkes ist eine andere. Sie ist im 106. Psalm genannt: Wir haben gesündigt samt unseren Vätern und Müttern, wir haben Unrecht getan und sind gottlos gewesen.“ Sie sind Nestbeschmutzer. Die Erinnerung an ihr Versagen ist ihre Größe und ihr Gottvertrauen: Sie verbergen nichts, sie begradigen nichts, sie beschönigen nichts. Zu ihrer Identität gehört das Bekenntnis zum eigenen Versagen. Sie maßen sich die Würde an, Subjekte ihrer Handlungen zu sein und gewesen zu sein. Sie vergessen nichts, sie bauen sich Denkmale ihrer eigenen Schande, nicht nur Denkmale ihrer Größe und Siege. Zu den Haupttexten jener Tradition gehören die Zeugnisse der Schuld und des Versagens. Ich sage noch einmal: welche Größe und welche Würde! Wehe einem Volk, das die Erinnerung an die eigenen Vergehen vergisst oder verschweigt oder das das Denkmal an die eigene Schande als Schande empfindet.

Schritte der Versöhnung

Esau, der Naturbursche, neigt zu kurzen Prozessen. Er hat Hunger, also will er essen, sofort. So verkauft er die Vorrangstellung seiner Erstgeburt für das wundervolle „rote Gericht“, das Jakob gerade gekocht hat. Linsengericht, sagen wir. Er ist ein Sponti. Er will nicht auf einen dubiosen Segen der Zukunft warten. Ein bisschen verstehe ich ihn. Wer würde nicht schwach bei gut angerichteten Linsen! Jakob denkt weiter, er investiert in die Zukunft des großen Segens. Und so kommt es zum großen Betrug, er erschleicht mit der Hilfe Rebeccas den Segen vom blinden Vater. Kurzen Prozess will Esau nun auch mit Jakob machen. Er will ihn töten, sobald der alte Vater gestorben ist. Jakob flieht zu Laban, seinem Onkel, dem Bruder seiner Mutter. Ihm dient er 20 Jahre. Er gewinnt Lea, die Tochter Labans, die er nicht liebt. Er gewinnt Rebecca, die Frau seines Herzens. Auch hier eine Betrugsgeschichte: Laban schiebt ihm Lea unter, und erst 7 Jahre später kann er auch Rebecca heiraten. Nah 20 Jahren will Jakob zurück in das Land seiner Herkunft. Jakob ist reich geworden bei Laban. Aber auch seine Rückkehr in das Land seiner Väter wird noch mit einer Betrugsgeschichte eingeleitet: Jakob eignet sich betrügerisch einen Teil der Herde Labans an. Und noch ein Betrug: Rebecca stiehlt die Hausgötter ihres Vaters Laban. O Gott, welche Mütter und Väter des Glaubens hast du uns zugemutet! Vielleicht ist es ein Trost, dass diese Glaubensmütter und –Väter die gleichen zweideutigen Figuren sind wie wir selbst.

Und nun folgt die Versöhnungsgeschichte zwischen Esau und Jakob, wenn es denn eine Versöhnungsgeschichte ist. Es ist vom Cleverle Jakob viel Taktik im Spiel. Er hat Angst, als er von den 400 Mann hört, mit denen Esau ihm entgegenzieht. Er teilt Frauen, Kinder und Habe in zwei Lager und denkt sich, wenn Esau die einen schlägt, können die anderen vielleicht entkommen. Es kommt günstiger: Esau läuft ihm entgegen herzt und küsst ihn und beide weinen. Eine rasche Versöhnung; eine Versöhnung, die keinen Weg gegangen ist. Kann sie halten?

Geht Versöhnung so schnell? Ich erzähle eine Geschichte von Elisabeth von Thüringen (1207–1231), der großen Heiligen der Liebe zu den Armen. Eines Tages begegnete sie einer alten Frau, die oft Almosen von ihr empfangen hatte. Elisabeth war auf dem Weg zur Kirche und war gerade an einer engen Stelle, wo man Feldsteine in den Schlamm gelegt hatte, dass der Weg passierbar würde. Die beiden Frauen trafen sich, und die Alte stieß Elisabeth in den Schlamm. Elisabeth stand auf, ungeachtet der Leute, die ihr spottend zusahen. Sie wusch ihre vom Kot beschmutzten Kleider am Brunnen und setzte ihren Weg „heiter und in großer Freude“ fort.

Ich mag diese große Heilige sehr. Ich frage mich aber, wem soll ich sie mit dieser Geschichte als Vorbild empfehlen? Der Frau, die die Schläge eines Mannes ertragen muss? Den Schwarzen, die die Verachtung der Rassisten zu spüren bekommen? Den Flüchtenden, denen man in unserem Land das Dach über dem Kopf anzündet? Und diese sollen ihren Beleidigern auch noch gerne verzeihen? Verzeihung ist etwas, was vielleicht am Ende eines Weges stehen kann, aber man beginnt nicht mit dem Ende. Jede Frau und jeder Mann hat das Recht auf die Würde der eigenen Person. Sie haben das Recht darauf, sich nicht beleidigen zu lassen und sich gegen Beleidigungen und Unrecht zu wehren. Auch Esau hatte das Recht auf seinen Zorn. Sofort zu kuschen und alles hinzunehmen entehrt nicht nur die Beleidigten, es nimmt auch die Beleidiger nicht für voll. Wenn ich jemanden ernstnehme, mache ich ihn auch haftbar für das, was er tut. Zur Erwachsenenheit eines Menschen gehört, dass er schulfähig und damit auch belangbar ist für seine Taten. Der hl. Elisabeth würde ich also sagen, sie solle ihren Weg nicht gar so „heiter und in großer Freude“ fortsetzen. Erst muss sie sich selbst ernst nehmen, erst muss sie die Täterin ernst nehmen.

Es gibt also Beleidigungen, die man nicht einfach hinnehmen kann, ohne sich selbst aufzugeben. Und es gibt die Großmut und die Souveränität von Menschen, die des Vergebens und des Vergessen fähig sind. Ich lese die Geschichte von Elisabeth noch einmal anders. Sie verkrallt sich nicht in das, was ihr angetan wurde und sie lässt sich durch die Beleidigung die Heiterkeit des Lebens nicht zerstören. Sie lässt also die Beleidigerin und die Beleidigung nicht den Triumph über sich. Sie lässt sich nicht in den erbärmlichen Kreislauf von Beleidigung und wieder Beleidigung bannen. Vielleicht brauchen die, die beleidigt werden, etwas mehr Zeit zur Vergebung, als es im Beispiel der Heiligen geschildert ist. Alles, was wichtig ist in unseren Lebensvorgängen, braucht Zeit. Nichts gibt es sofort, sozusagen instant, auch nicht die Verzeihung. Vielleicht ist der erste Schritt zur Vergebung, auf Rache zu verzichten und den Beleidigern nicht zu schaden. Auch diesen Schritt geht man nicht gern und nicht wie Elisabeth „heiter und in großer Freude“. Man geht ihn vielleicht zähneknirschend. Man ist nicht immer Herr im eigenen Haus, auch nicht im Haus seiner Gefühle. Oft holen einen die Gefühle der Trauer oder der Wut wieder ein, obwohl man vergeben will. Man soll sie nicht verleugnen. Auch unsere Gefühle sind ein Stück unserer Wahrheit. Und – oft nach langem Weg – kommt dann die endgültige Stunde der Freiheit, in der man von Herzen und gern vergeben kann.

Ich lobe nicht zuerst die Moral der Menschen, die der Vergebung fähig sind. Ich lobe zuerst ihre Souveränität, ihre Größe und ihre Schönheit. Sie lassen sich ihr Verhalten nicht diktieren von den Beleidigern und sie beugen sich den Zumutungen der Beleidiger nicht. Die Beleidiger wollen entehren, entwürdigen und Schmerzen zufügen. Ja, Schmerzen zufügen können sie. Aber in der Verzeihung entrinnt Menschen dem Kreislauf der Gewalt und des Hasses. Die Beleidigungen können treffen, aber sie müssen nicht vernichten. Ja doch, gelegentlich können sie auch vernichten. Die amerikanische Jüdin Eva Mozes Kor war als 10-jähriges Kind zusammen mit ihrer Zwillingschwester Miriam in Auschwitz. Die beiden gehörten zu jenen Kindern, an denen der KZ-Arzt Josef Mengele Zwillingsexperimente durchführte. Die Schwester starb dabei. Sie selbst trägt die Folgen von Auschwitz an ihrem Leib. 2015 kam es in Lüneburg zum Prozess gegen den Auschwitzwachmann Gröning. Eva Mozes Kor war als Zeugin zugegen. Während des Prozesses ging sie auf Gröning zu und legte den Arm um seine Schulter. Sie reichte dem SS-Mann die Hand und vergab ihm. Sie erklärte, bei der Geste der Vergebung habe sie ein Gefühl gespürt, das sie nicht kannte: Macht. Als Opfer etwas zu tun, wogegen der Täter sich nicht wehren könne. Vergeben sei ja nicht Vergessen, sondern eine Form, sich von etwas loszusagen, unabhängig zu werden, das eigene Leben wieder in die Hand zu nehmen. Sie wurde gefragt, wie sie verzeihen könne. Ihre Gegenfrage: „Habe ich nicht das Recht, frei zu sein von dem, was die Nazis mir angetan haben?“ Und weiter sagte sie: „Würde ich warten, bis diese Leute bereuen, wäre ich ja wieder abhängig, und der Täter das handelnde Subjekt. Die handelnde Person aber bin ich.“ In der Vergebung werden die Täter gerettet, in der Vergebung retten die Opfer sich selbst. Der französische Philosoph Jacques Derrida schreibt: „Man muss von der Tatsache ausgehen, dass es Unverzeihbares gibt. ... Wenn man nur bereit wäre zu verzeihen, was verzeihbar scheint, ... dann würde sich die Idee der Vergebung verflüchtigen. Wenn es etwas zu verzeihen gibt, dann wäre es das, was in der religiösen Sprache „Todsünde“ heißt, das schlimmste, das unverzeihbare Verbrechen oder Unrecht. Daher die Aporie, die man in ihrer trocknen und unerbittlichen, gnadenlosen Formalität folgendermaßen formulieren kann: Das Vergeben verzeiht nur das Unverzeihbare. ... Was wäre das für eine Verzeihung, die nur dem Verzeihbaren verzeiht?“ So weit Derrida! Seine Sätze sind so unbegreiflich, wie die Bergpredigt unbegreiflich ist.

Vergabung ist Gift für jede Feindschaft. Wer vergibt, schlägt nicht mehr. Wer um Vergabung bittet und Vergabung annehmen kann, hat vorher schon die Waffen aus den Händen gelegt. Wer vergibt und Vergabung annehmen kann, ist erwachsen geworden. Diese Menschen wissen, dass das Leben nicht gewonnen werden kann mit den kindischen Spielchen der Vergeltung und des Versteckens vor der eigenen Schuld. Vielleicht hat das Leben viele gekränkt, und sie sind zu dieser Erwachsenenheit noch nicht fähig. Aber wir haben in unserem Erzählschatz schon diese charmante Geschichte, und gelegentlich stört sie uns bei unseren finsternen Gedanken der Gewalt und Vergeltung.

Die Kunst, sich selber zu verzeihen

Es ist nicht nur eine Kunst, anderen zu vergeben. Ich lobe auch die Fähigkeit, sich selbst zu verzeihen, eine Fähigkeit, die oft gerade bei alten Menschen fehlt. Eine alte Lehrerin, fromm und dem Tode nahe, kam gegen

das Gefühl ihrer Lebensschuld nicht mehr an. Sie war gequält von Gefühlen, dem Leben alles schuldig geblieben zu sein. „Vor meinem inneren Auge sehe ich dauernd, was ich im Leben falsch gemacht habe“ sagte sie. Sie konnte sich selbst nicht freisprechen. Ich kenne diesen Schmerz des Alters, nicht mehr nachholen zu können, was man versäumt hat, und nicht mehr gutmachen zu können, was man verraten hat. Aber bei ihr war es mehr, sie klebte an ihrer Schuld. Sie konnte sich ihr Leben nicht verzeihen. Sie hielt es nicht aus zu sein, die sie war. Wenn ich etwas von Gnade verstehe, dann heißt das: Wir sind am Ende, die wir sind – mit allen Wunden, mit aller Schuld, mit allem Gelingen. Gnade heißt: Ich muss kein Urteil über mich sprechen, weder ein gutes noch ein verdammendes. Ich kann zustimmen, dass ich bin, der ich geworden bin, auch mit meiner Schuld. Der Satz „Vor meinem inneren Auge sehr ich dauernd, was ich falsch gemacht habe“ ist eine Art Selbst-Hinrichtung. Wer gibt ihr die Erlaubnis dazu? Jedenfalls nicht der, der uns richtet. Wir müssen nicht Zeugen gegen uns selbst sein. Sich nicht verzeihen können ist eine Art negativer Eitelkeit, in der man die eigene Schuld für größer und gewichtiger hält als Gott selbst. Es kann ja sein, dass zu unserer Humanität gehört, sich selbst zu beweinen. Aber noch mehr und noch größer ist, sich selbst zu belächeln. Und Gott lächelt mit. Im Leben gelingt allerdings selten etwas ganz, nicht einmal die Vergebung und nicht sich selber zu vergeben. Wir sind Fragment und Ganzheit ist uns nicht versprochen, nirgends ist sie ist uns versprochen. Dann müssen wir eben mit unserer Halbheit leben und in sie einstimmen. Vielleicht gelingt uns ja die Hälfte der Güte gegen andere und gegen uns selbst. Wir hinken durchs Leben wie Jakob. Vielleicht gelingt uns wenigstens der Humor mit unseren eigenen Hinkebeinen.

Versöhnung als die Kunst, sich zu trennen

Das Treffen Jakobs mit Esau nimmt einen guten Ausgang. Die Brüder haben sich getroffen. Jakob hat seine Geschenke abgeliefert. Bei ihm weiß man nicht genau, ob es Bestechungsgeschenke oder Versöhnungsgeschenke sind. Sie weinen miteinander und küssen sich. Esau will mit Jakob ziehen und ihn in seiner Nähe haben, beide sollen nach Seir und dort wohnen. Vielleicht traut er dem Frieden mit Jakob nicht und will ihn im Auge behalten. Das Misstrauen Esaus! Jakob windet sich, er scheint dem Versöhnungsbraten ebenfalls nicht ganz zu trauen und sagt: Zieh du voran, ich folge mit den langsameren Kindern und dem Vieh. Er will „gemächlich hintenach treiben“, wie Luther übersetzt. Jakob zieht dann nicht in die Nähe des Bruders, wie dieser gewünscht hat, sondern nach Sukkot, in sicherer Ferne von Esau. Die Strategie Jakobs: weg von dem Bruder, damit es keinen neuen Streit gibt, Trennung als Begrenzung der Feindschaft und als Möglichkeit des Friedens. Die Trennung kann gelegentlich die letzte Rettung der Menschlichkeit sein. Von Abraham und Lot wird im 13. Kapitel des Buches Genesis eine ähnliche Trennungsstrategie erzählt: Sie waren beide reich an Schafen und Rindern. Aber der Weideplatz war gering, und so gerieten die Hirten der beiden in ständigen Streit. „Das Land konnte nicht ertragen, dass sie beieinander wohnten“ sagt Abraham. Er schlägt vor, dass sie sich trennen. Er lässt Lot wählen, welchen Teil des Landes er haben will: „Willst du zur Linken, so will ich zur Rechten. Oder willst du zur Rechten, so will ich zur Linken.“ So trennten sie sich um des Friedens willen. Und Abraham sprach zu Lot: „Lass doch nicht Zank sein zwischen mir und dir! Denn wir sind Brüder.“ Nein, es ist nicht nur die Schuld von Menschen, wenn sie nicht „beieinander wohnen“ können. Es ist auch Tragik. Manchmal ist das Lebensland zu klein, das Menschen miteinander haben. Manchmal gibt es nur eine Art, die Feindschaft zu überwinden und Brüder und Schwestern zu bleiben, dass sie auseinander gehen, der eine zur Linken und die andere zur Rechten. Es gelingt uns bei unseren Versöhnungsversuchen oft nichts ganz, wie im Leben etwas nie ganz gelingt. Dann muss man mit der möglichen Hälfte einverstanden sein. Der Kompromiss auf die Hälfte ist schon viel. Der Frieden verlangt die Kunst, Kompromisse zu schließen – ob uns das Recht ist oder nicht. Kompromisse sind schmerzliche und nützliche Versuche, zum Wohl von vielen zu handeln, sagt der Soziologe Jens-Christian Rabe. Unvermeidliche Kompromisse zu schließen, heißt auch, verlieren zu lernen. Wir wollen natürlich nicht nur verlieren, aber man muss das Verlieren auch lernen, wo es nicht anders geht. Der Kompromiss ist nicht die Wahrheit, er ist ein Teil der Wahrheit, wenigstens dieser Teil könnte möglich sein. Vielleicht verhindert die Möglichkeit eines produktiven Teilfriedens die Dominanz unserer Gelingenszwänge. Was meine ich damit? Die ideologische Überzeugung, dass uns jederzeit alles möglich ist, das ganze Leben, die ganze Gesundheit, die ganze Ehe und eben der ganze Friede. Wir sind Fragmente, ein Leben lang und in allen Angelegenheiten. Das heißt nichts anderes, als dass wir sterblich sind. Wir brauchen den Glauben daran, dass der Friede machbar ist. „Der Friede ist machbar, Herr Nachbar!“ haben wir z. Zt. der Friedensbewegung gesungen, und darauf haben wir bestanden. Aber es gibt auch den notwendigen Pessimismus, der fähig ist zu sehen, was möglich ist und was nicht; ein Realismus, der fähig ist, einem Teilfrieden zuzustimmen, wo der ganze noch nicht zu erreichen ist. Hoffnung auf das Ganze und die tragische Einsicht, dass uns einiges nicht gelingt, schließen sich nicht aus. Wer diese Tragik nicht denken kann, versteift sich in endlose Schuldzuweisungen. Tragik denken heißt, auf zwanghafte Sinngebung und Erklärungen zu verzichten; z.B. auf die Erklärung von Sachverhalten durch Schuldzuweisungen, entweder an sich selbst oder an andere. Wenn etwas nicht möglich ist, dann muss einer schuld daran sein, dass es nicht möglich ist. Ich denke an die endlosen und unfruchtbaren Schuldzuweisungen, wenn Ehen und Freundschaften zerbrechen oder wenn Eltern und ihre erwachsenen Kinder nicht miteinander zurechtkommen. Schuld ist ein Würdebegriff, aber er taugt nicht jederzeit zur Erklärung von allem.

Kann eine Gesellschaft vergeben?

Ein Fall, der sich vor Jahren in Berlin ereignet hat: Die Ausländerbeauftragte geht in den Ruhestand, und es wird eine Nachfolgerin gesucht. Zur Debatte stand Anetta Kahane. Sie hat als Neunzehnjährige eine

Verpflichtungserklärung als informelle Mitarbeiterin bei der Stasi unterschrieben. Nach 7 Jahren, sie war damals 26, hat sie es gewagt, mit der Stasi zu brechen. Dies war kurz vor ihrem Universitätsexamen, und sie hat mit diesem Schritt die Vernichtung ihrer beruflichen Karriere in Kauf genommen. Es gab einen heftigen Streit um ihre Berufung. Dies ist vor einigen Jahren passiert. Wir haben in diesem Jahr einen ähnlichen Fall. Der Politologe Andrej Holm verlor seinen Posten als Berliner Staatssekretär, als bekannt wurde, dass er als 18-jähriger Stasioffizier werden wollte. Wir erinnern uns aber auch an die hämische Behandlung von Christa Wolf, als bekannt wurde, dass sie als junges Mädchen eine Verpflichtung als Mitarbeiterin bei der Stasi unterschrieben hatte.

Wie soll man mit dieser Frau und ihrer Bewerbung um das Amt der Ausländerbeauftragten umgehen? Wie soll man mit Andrej Holm umgehen? Ich träume mir eine Gesellschaft, die den Mut würdigt, aus den Stasiverstrickungen auszubrechen, wie Christa Wolf und Anetta Kahane es getan haben. Ich wünsche mir eine Gesellschaft, in der die Parteien nicht in niederträchtigem Kalkül die Vergangenheit ihrer Mitglieder als Munition für die gegenwärtigen eigenen Interessen benutzen. Ich träume von einer Gesellschaft, die einem Menschen nicht nach Jahrzehnten die Fehler der Jugend vorrechnet. Vergebung ist ein Grundwort der christlichen Tradition, und nicht nur der christlichen. Die Großmut eines Menschen erkennt man daran, dass er einen anderen nicht bei seiner Vergangenheit behaftet. Die Großmut und die Humanität einer Gesellschaft erkennt man daran, dass sie einzelne oder Gruppen nicht einmauert in die Verfehlungen alter Tage. Erst in einem solchen Land kann man atmen. Es soll keine Schuld unter den Teppich gekehrt und vertuscht werden. Wohl aber soll eine Gesellschaft die Güte und die Souveränität haben, niemandem die Zukunft zu nehmen. In einer Gesellschaft voll keifender Kleinlichkeit, in der jeder jedem seine Vergangenheit vorrechnet, kann man nicht atmen. Unsere Kinder und Jugendlichen können in ihr nicht wohnen. Ich weiß nicht, ob Anetta Kahane ihre Stasimitarbeit offengelegt hat, Andrej Holm hat es nicht, auch Christa Wolf zunächst nicht. Aber das ist nicht nur eine Frage an sie. Können sie bekennen, wenn das Bekenntnis zugleich zu ihrer Vernichtung benutzt wird? Was ist mit einer Gesellschaft, in der frühe Schuld nicht ans Tageslicht kommen darf und in der man vernichtet wird, wenn sie bekannt wird? Die Schuld der Gesellschaft ist größer als die der Täter, wenn diese nicht bekennen dürfen, ohne vernichtet zu werden. Abstrus werden die drei Beispiele, wenn wir uns daran erinnern, wie fatal großmütig wir nach der Nazi-Zeit mit den Altnazis umgegangen ist; mit den Richtern, die nazitreu die Todesurteile gefällt haben; mit den Medizinprofessoren, die der Tötung des sogenannten lebensunwerten Lebens zugestimmt oder sie betrieben haben; mit den Journalisten, die ihre Stellen nicht verloren, obwohl sie treue Botschafter der Ideologie waren. Als Christa Wolf mit ihrer frühen und kurzen Mitarbeit bei der Stasi, die sie verdrängt hatte, konfrontiert wurde und darunter verzweifelt litt, hat sie in einem Brief an Friedrich Schorlemer einen wundervollen Satz über Vergebung geschrieben, ohne das Wort zu nennen: „Aber ich habe inzwischen auch gefunden, dass Sünden (!) – oder, weltlich gesprochen, Schuldbewusstsein, ... , den wirklichen Einsichten über uns selbst und unsere Mitmenschen eher im Wege (steht), und es kommt mir heute menschlicher und auch weiterführend vor, wenn man sich ruhig ansehen kann, so wie man ist, und daran nicht verzweifelt, nichts Unmögliches von sich fordert, sondern sich annimmt, den Schmerz nicht vermeidet, der damit verbunden ist, nicht ausweicht“ Reinheit ist nicht Makellosigkeit, es ist die Fähigkeit, den eigenen Makel zu betrachten und vor den eigenen Abgründen nicht zu fliehen.

Sich nicht ausweichen, sich ruhig ansehen, ohne zu verzweifeln; sich annehmen – das hängt nicht nur von der Kraft der Einzelnen ab. Es hängt auch davon ab, ob die Gesellschaft es erlaubt, sich anzusehen und sich zu offenbaren, ohne der Vernichtung zu verfallen. Wir alle sind unrein, wenn wir uns ernsthaft und ruhig ansehen. Wir alle haben unsere Brüche und Verrate. Die Reinheit des Herzens ist ein schönes Bild. Wehe aber, wenn in einer Gesellschaft Reinheitszwänge dominieren; wenn sie die Grautöne und Verstrickungen bestraft, denen wir alle verfallen; wenn sie die Tragik einer Situation nicht denken kann! Wehe einer humorlosen und hämisch nachrechnenden Öffentlichkeit, die die Gestrauchelten verstößt und die ständig dabei ist, die ersten Steine zu werfen. Ich plädiere nicht für das Verstecken aller Vergehen. Aber ich möchte keine Öffentlichkeit, die unter Reinheitsdiktaten steht und die nicht vergeben kann. Ich möchte es auch für mich selbst nicht. Ich möchte nicht ewig belangt werden für meine eigenes Versagen und meine Verrate am Leben. Ich brauche den Segen des nichtgesegneten Esau, ich brauche seine Vergebung. Es gibt einen herrlich-ironischen Satz Jesu, sehr brauchbar für unsere Fälle. Wir finden sie bei dem Evangelisten Johannes (Kap. 8). Als die ehrenwerte Gesellschaft die Ehebrecherin steinigen wollte, sagte er: „Wer von euch ohne Schuld ist, der werfe den ersten Stein!“ Das ist einer der großartigsten Sätze der Menschheitsgeschichte. Schon allein seinetwegen könnte man in der Kirche sein, dem Schatzhaus solcher Erzählungen.

Erwählung

Ich verfolge jetzt einen Gedanken, der in der Jakobsgeschichte, aber auch grundsätzlich in den beiden Testamenten und in fast allen Religionen eine Rolle spielt, das Motiv der Erwählung und Bevorzugung. Als Rebekka mit Esau und Jakob schwanger war, verspricht Gott die Bevorzugung des Zweitgeborenen und sagt: „Zwei Völker sind in deinem Leib, und zweierlei Volk wird sich scheiden aus deinem Leib. Ein Volk wird dem anderen überlegen sein, und der der Ältere wird dem Jüngeren dienen.“ Jakob, der Jüngere und von Geburt her gesehen nicht der Erste, bekommt den großen Segen Isaaks, das Versprechen, das eigentlich dem Erstgeborenen zusteht. Im Römerbrief sagt Paulus mit Berufung auf den Propheten Maleachi: Jakob habe ich

geliebt, Esau habe ich gehasst. Die merkwürdige Auswahl unter Hintansetzung der anderen geht weiter. Jakob hat seinen Sohn Josef lieber als seine anderen Söhne. Rebecca, die Mutter Jakobs hat diesen lieber als ihren anderen Sohn Esau. Beim Segen Jakobs über die beiden Söhne Josefs bevorzugt Jakob den jüngeren Ephraim vor Manasse mit dem stärkeren Segen, mit dem Segen seiner rechten Hand, der eigentlichen Segenshand. Die Geschichte geht weiter. Saul wird von Gott durch den Propheten Samuel zum König gesalbt, obwohl sein Geschlecht das geringste unter allen Geschlechtern des Stammes Benjamin ist (1 Sam 9,21). David wird im Auftrag Gottes zum König und Nachfolger Sauls gesalbt, obwohl er der jüngste und unansehnlichste unter seinen Brüdern ist. Die natürliche Rechtsordnung wird durchbrochen durch die besondere Erwählung. Maria, das Mädchen aus Nazareth, wird erwählt, die Mutter jenes Gottesgesegneten aus Nazareth zu werden. Gott hat angesehen die Niedrigkeit seiner Magd, singt sie im Magnificat. In diesem Lied besingt sie Gottes anarchisches Herz, der die Gewaltigen vom Thron stößt und die Niedrigen erhöht; der die Hungrigen mit Gütern füllt und die Reichen leer ausgehen lässt. Gott erhebt die Niedrigen. Das ist wohl das Prinzip seiner Auswahl und seiner Bevorzugung. Gott hat es mit den Untauglichen. Der hinterlistige Jakob wird zu einem der Stammväter der Hoffnung. Der Jüngste und kaum in Betracht kommende soll König werden. Die Niedrige gebiert den Sohn des Lebens. Der Sohn des Lebens bleibt auf dieser Spur Gottes. Auch er hat seine Vorliebe zu den Untauglichen, zu den Armen, den Weinenden, zu den Verfolgten, den Sündern. Und er selber ist der untauglich Erwählte, an dem Gott sein Wohlgefallen hat: auch er arm, ohne Stelle, an der er ausruhen kann, umgeben von Freunden, die ihn verraten, gehängt, begrabene Hoffnung und Grund der Hoffnung. Mir liegt es nicht, eine Religion gegen eine andere auszuspielen. Alle Religionen sind Dialekte der Hoffnung. Aber diesen Gedanken, dass Gott die Kleinen und Untauglichen erwählt und liebt, finde ich nirgendwo so durchgespielt, so betont und so prinzipiell wie im Judentum und im Christentum. In diese Tradition des Gottes Jakobs stellen wir uns, wenn wir singen: „Selig, ja selig ist der zu nennen, des Hilfe der Gott Jakobs ist“ (KGB 303); wenn wir singen: „Wohl dem, der einzig schauet nach Jakobs Gott und Heil“

Menschen interpretieren sich und die eigene Geschichte als von Gott erwählt. Diesen Gedanken kann ich nur ertragen, wenn Verlierer sich so verstehen, die von sonst niemandem ausgewählt, beachtet und angesehen sind; wenn die Unansehnlichen, die Unfruchtbaren, sich in der Hand Gottes wissen. Wehe, wenn die Sieger, die Unbedürftigen sich ihrer Stärke als von Gott erwählt sehen. Wehe wenn die Starken sich in die Bibel hineinlesen und Berufung und Erwählung für sich beanspruchen; wenn sie in der Bibel lesen, was sie sich immer schon gewünscht haben! Ich denke an die Geschichte unserer Kirchen, als sie noch stark waren. Mit der eigenen Erwählung haben sie Verblendung, Verstockung, Verwerfung der anderen gelesen, besonders des jüdischen Volkes. Die Verwerfung der anderen haben sie nicht nur in ihrer Lehre gelehrt. Sie wurde in vielen Bildern eingebrannt in die Seelen der Menschen, eines der eindrücklichsten: Ecclesia und Synagoge am Südpfortal des Strassburger Münsters. Ecclesia, gekrönt, mit dem Kreuzesstab stehend in unerträglicher Arroganz; die Synagoge mit zerbrochenem Speer, entthront und geblendet. Der nationale Erwählungsgedanke ist nicht weniger gefährlich als der religiöse. Wie wäre es, wenn jede Religion und jede Nation auf den stolzen Begriff der besonderen Erwählung verzichtete? Denn, wie die Geschichte zeigt, geht das Bild der Erwählung immer mit dem der Verwerfung anderer zusammen. Erwählung heißt Ausschluss der anderen. Gewiss, man kann Erwählung anders interpretieren. Aber das Bild ist zu stark. Es gebietet fast automatisch den Gedanken der Nicht-Erwählung oder eben den der Verwerfung. Vor über 100 Jahren begann der Erste Weltkrieg. Ein Moment der Verblendung und der Geneigtheit zum Krieg war die Überzeugung der eigenen kulturellen und religiösen Überlegenheit und der besonderen Erwählung und göttlichen Sendung der deutschen Nation. Gott hat das deutsche Volk auserwählt, um sein Werk auf Erden voranzutreiben, hieß es in Predigten. Dieser fatale Erwählungsgedanke findet sich übrigens nicht nur bei den Deutschen, ebenso bei Franzosen und Engländern. Peter Cornehl hat die Selbstfeiern des deutschen Protestantismus im Lutherjahr 1917 beschrieben. Mitten im Krieg ein missbrauchtes Luthergedenken. In der Festschrift des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses heißt es zum Jubiläum 1917: „Um deutsche Art und um deutsche Sitte, um deutsche Wissenschaft und um deutsches Gewissen, um deutsche Kultur und um deutsche Freiheit, kurz gesagt, um Glauben und Heimat, um Evangelium und Deutschtum, um die Güter der Reformation geht es zuletzt in diesem Kriege.“ Jede religiöse Deutung der Geschichte ist so gefährlich, weil man ihr mit Argumenten kaum widersprechen kann. Religionen, Nationen und ideologischen Gruppen fällt es schwer, die eigene Endlichkeit anzuerkennen; d.h. eine unter vielen zu sein; geliebt von Gott und mit dem Recht auf die eigene Existenz wie alle anderen. Das Bewußtsein der eigenen Endlichkeit aber ist die Voraussetzung des Friedens und aller Humanität. Es genügt zu wissen, dass wir alle von Gott gemeint sind. Das ist Trost und Erwählung genug.

Jakobs Kampf mit dem Fremden

Von der Jakob-Esau-Geschichte konnte ich nicht viel lernen. Ich musste mehr in sie hinein als aus ihr herauslesen. Ich habe schon gesagt: Ich bezweifle, dass es eine Geschichte der Versöhnung ist. Aber ich komme nicht los von der Geschichte vor der Begegnung der Brüder. Jakobs Kampf mit dem geheimnisvollen Fremden, Jakobs Kampf mit dem Engel, nennen wir sie gemeinhin. Sie hat einen großen Widerhall gefunden in der Literatur, der bildenden Kunst und in der Musik. Ich denke an Rembrandt, bei dem der Angreifer als schöner Jüngling dargestellt ist; ich denke an Döblin, Chagall und Gauguin. Der Kampf am Jabbok ist die Eröffnungsszene des Brüdertreffens. Einige Stichworte des geheimnisvollen Geschehens: Die Angst vor dem Bruder, die unheimliche Nacht am gefährlichen Flussübergang, der fremde Schläger, der nicht siegt und nicht

verliert, seine Angst vor der Morgenröte, der Freund-Feind, dem Jakob einen Segen abringt; der ihn verletzt und ihm einen neuen Namen gibt. Das fremde Gesicht, in dem Jakob die Züge Gottes liest. Wer ist er? Wer Jakob ist, wissen wir schon, weil wir wie Jakob sind mit allen Zweideutigkeiten des Lebens; mit Lügen, Stehlen und Betrügen. Jakob kennen wir, er ist wie wir. Wer ist der Fremde, der verletzen kann, der nicht Sieger bleibt, der segnet und schlägt; der wie jeder Räuber die Morgenröte fürchtet, dessen Namen Jakob erzwingen will und der ihm einen neuen Namen gibt? Israel wird er fortan heißen. Wer ist der Terrorist und Schläger? Ein Mann, heißt es zunächst in unserer Geschichte. Der Fremde identifiziert sich nach dem Kampf: „Du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft und hast gewonnen.“ Jakob übernimmt die Deutung des gewalttätig segnenden Fremden: „Ich habe Gott von Angesicht gesehen, und doch wurde mein Leben gerettet.“ Die Bruderstreitgeschichte ist geheimnislos und braucht nicht erklärt zu werden. Von Bruderstreiten wird oft erzählt: Kain und Abel, Romulus und Remus, Amphion und Zethos aus der antiken Sage. Aber hier: Es kämpft ein Mensch mit einem, den er später Gott nennt; er wird terrorisiert von einem, den er Gott nennt. Er erfährt Gott am eigenen Leib. Es ist einer bezwingbar und er fürchtet sich vor der Morgenröte, den Jakob Gott nennt. Jakob selbst will den Widerspruch ergründen, indem er den Fremden nach seinem Namen fragt: „Wie heißt du?“ fragt er ihn. Wer bist du? Was tust du mir an? Warum schlägst du mich lahm? Dir Frage Jakobs bleibt ohne Antwort. Er kann den Fremden nicht ergründen. Es sind unsere Fragen bei unseren Kämpfen mit Gott; bei unserem Ringen mit dem fremden Gott, der uns so hinterrücks überfällt. Wir schreien: Wie heißt du? Wer bist du? Was fällt dir ein? Welchen Grund hast du? Es gibt keine Antwort. Der Gott verrät seinen Namen nicht, er lässt sich nicht entziffern. Ich will keine Antwort zur Ehrenrettung dieses Gottes versuchen. Man kann nur darauf warten, dass die Sonne aufgeht und dass wir gesegnet und hinkend davon kommen – mit einem neuen Namen.

Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung – Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International Lizenz, <http://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>